

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, Welche sich vom 15ten Juli 1832 bis auf den 1sten Juli 1833 zugetragen haben

[urn:nbn:de:bsz:31-342766](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-342766)

komme ich Abends zurück, so begleitet er mich wieder bis nach Hause. Diele ich das Fenster nicht stets verschlossen, der Freche dränge das durch bis in meine Schlafkammer.

Und doch ist er frostiger Natur.

Wie oft hat er mich nicht verhindert einen notwendigen Gang zu thun! wie oft mich von einem Spaziergang abgehalten! denn wenn er da ist, so komme ich von ihm nicht los, ich mag mich geberden wie ich will; er hängt sich mir an den Arm, berührt meine Kleider, meine Fersen, und besudelt mich mit seinem Schmutz, daß ich vor Zorn heulen möchte.

— Um Gotteswillen, Tochter, wie verzeihst du dich! wen meinst du denn?

— Wen anders, Mutter, als den vermaledeiten Regen, der schon seit drei Wochen anhält.

Die Hexenjagd.

(Eine eingeklebte Geschichte.)

Nein, das hätte der Hinkende Vore nicht vermuthet, daß, nachdem er schon 26 Jahre gegen Gespenster- und Hexenglauben predigt, in unserm sonst so aufgeklärten Elsaß es noch Leute gebe, die sich durch solchen Unsinn betören lassen, und jede ihnen nicht gerade begreifliche Begebenheit einem Gespensterspuk, oder einem Hexentritt zuschreiben. Folgender Vorfall, der sich im Juni 1833 in einem gewissen Dorfe, nicht weit von Straßburg, zugefallen, beweist wie tief auf dem Lande der Hexenglaube noch eingewurzelt ist, und ich möchte nicht schwören, daß selbst diejenigen, die bei dieser Gelegenheit eine so gute Lehre erhalten haben, davon geheilt worden sind.

Doch laßt uns die Geschichte ohne weitere Einleitung erzählen. Wie gesagt, im jüngstverfloffenen Juni, hielt in einem benachbarten Dorfe ein junger Stadtbürger eine Güterversteigerung, wobei die Bürger des Orts, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, sich sehr belustigten. Mehrere von ihnen verweilten bis tief in die Nacht bei der Kanne und der Pfeife; mit ihnen der bemeldete Herr. Unter andern Gesprächen kam auch die Rede auf Gespenster- und Hexengeschichten. Da wußte jeder eine zu erzählen. Die Gesellschaft war ganz Ohr; die Gläser ruhten ungeteert, und die Pfeifen erloschen. Der Wirth nahm auch Theil an dem Gespräche, und klagte, daß auch er von Hexen geplagt sey, denn — Welch ein starker Beweis! — seit fünf Jahren gaben seine Kühe nur wenig Milch. Alle stimm-

ten bei, das könne nicht natürlich zugehen; er müsse böse Leute um sich haben, die ihm übel wollend ihr Spiel in seinem Stalle trieben.

Möglich entstand im Hofe ein kleines Geräusch, und auf einmal ward die Gesellschaft still, einer sah den andern an. Höret, höret! gieng die Rede, was ist draussen? was ist im Hofe? Der Wirth sprang auf, eilte zur Thür hinaus, sein Bruodter folgte nach, sie durchschauten, durchlauchten bedenklich alle Winkel des Hofes, sie hörten ein leises Gewinsel, und gleich darauf sahen sie etwas lebendiges über den Hof dem Thore zuwallen.

Die Hexe! die Hexe! rief der Wirth. Der Starke erblaßte, kalt überließ ihm den Rücken hinunter: ein Duzend besudelte Männer, dachte er, wären mir nichts, aber eine Hexe!... Doch, über den so lange ihm zugefügten Schaden erboßt, sagte er Muth, eilte ihr nach, fiel sie an, und — stürzte dahin. — Eßig! Eßig! riefen die zu Hülfe kommenden, aber der Wirth raffte sich wieder auf; kein Spaß — waren seine ersten Worte — kein Spaß ist's sich an eine Hexe zu wagen. Nur ihr nach! nur nach! Wo ist sie hin? Ist sie auf dem Besen oder auf den Hüben davon, das kann ich nicht sagen, nur das weiß ich, daß sie mir gewaltig über das Gesicht gefahren ist. — Ist dem Stalle zu, um zu sehen was dort vorgefallen. — Wie sie hinein kommen, sich, da ist die eine Kuh in der Kette verwickelt. — Da haben wir's! O der verdammten Hexe! — Nun aber wollen wir zu ihr ins Haus gehen, ich habe sie erkannt, oder ich müßte mich stark geirrt haben. — Wird man uns aber hineinlassen? es ist erst zwei Uhr. Laßt uns den Vorfall dem Maire zu wissen thun, und mit seiner Erlaubniß sehen ob dieses Weib, die versuchte Hexe, zu Hause ist.

Der Maire, nicht wenig verwundert über den frühen Besuch, erklärte, das Gesuch erlaube nicht in ein Haus einzubringen, bevor die Glocke den Tag angekündigt habe. — Also sollten sie noch zwei ganze Stunden warten, eine Ewigkeit für ihre Ungeduld. Nun besprachen sie sich, den Glockenläuter zu überreden, die Betglocke eine Stunde früher anzuziehen; — so, dachten sie, kommen wir bald hinter die Sache. — Wer nur ein wenig in Hexengeschichten erfahren ist, weiß ja, daß wenn eine Hexe sich verspätigt, und beim Schall der Betglocke noch in den Lüften schwebt, sie augenblicklich herunter stürzt, was ohne Artz- oder Weindruck nicht abläuft, und dann ist sie schon genug verrathen. — Ist sie aber daheim, so wird man bei der Untersuchung bald

marken wo es gilt. — Man sieht wie pfiffig die Hexenjäger ihren Plan angelegt hatten.

Die Glocke erscholl, mit jedem Streich stieg die Aufmerksamkeit der Hexenbanner. — Sieh da! erst einmal kommt ein Mann, naß und mit Kotz besudelt daher und geht mühsam mit taumelnden Schritten dem Hexenbause zu. — Ah da! das ist ja ihr Mann, der ist auch beim Hexentanz gewesen, den hat der Schall der Glocke gestört. — Der Anführer dieser beherzten Hexenbanner stellt einige Fragen an ihn; allein seine stammelnde Zunge vermag nur unverständliche Schimpfworte zu erwidern, und seine wankenden Füße schienen jeden Augenblick ihm ihre Dienste zu versagen. Ist es Bestürzung sich verrathen zu sehen? Ist es der Schmerz vom Falle? (so meinten es die Hexenbanner.)

Nein, liebe Leser, er hatte in einem benachbarten Dorfe die Nacht im Wirthshause zugebracht, und war mit schwerem Kopf über behauete Felder und moralige Gräben gesolpert.

Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten,

Welche sich vom 15ten Juli 1832 bis auf den 1sten Juli 1833 zugefallen haben:

Seit unsrer letzten Uebersicht sind im holländisch-belgischen Handel keine neue Protokolle mehr abgefaßt worden. Die Unzulänglichkeit dieser Untersuchungen einsehend, beschloffen Frankreich und England wirksamere Maßregeln zu ergreifen; die drei übrigen Mächte, Oestreich nemlich, Preußen und Rußland erklärten, an Gewaltschritten keinen Antheil nehmen zu wollen; worauf denn die Konferenz sich trennte.

Nun verstanden sich Frankreich und England, den halsstarrigen König Wilhelm zu gleicher Zeit zur See und zu Land anzugreifen. Ein französisches Geschwader lief aus, und stieß zu einem englischen, um gemeinschaftlich die Küsten Hollands zu blockiren, und alle Schiffe dieser Nation, denen man begegnen würde, zu kappern; auch wurde in den Häfen Englands und Frankreichs auf die dort anwesenden holländischen Schiffe ein Embargo gelegt. Das heißt, sie wurden provisorisch in Verwahr genommen und ihre Ladung sequestriert.

Zu Lande übernahm Frankreich das Geschäft allein, das darin bestand, die den Belgiern zugehörte, von den Holländern aber noch besetzte,

Nun nahm aber der Aufzug eine andere Wendung: seine Frau, die vermeinte Hexe, bisher in Kengsten auf ihren Mann harrend, hört seine Stimme, öffnet das Fenster und bricht in folgenden Worten über den Trunkenbold aus: „Kommst du einmal? Wo wird dein Saufen und noch hinbringen? Deine Kinder und mich an den Bettelstab. — Ach! wenn ich nur hexen könnte, wie diese hier es meinen, wie wollte ich alle Lumpenhäuser zum Lande hinaudheren! Dich suchte ich diese Nacht horchend am Fenster des Wirthshauses zum N. Da fallen alle über mich los, und sagen, ich habe gehirt — was? das weiß ich nicht. Ich konnte mich anders nicht retten, als dadurch daß ich dem Wirth die Augen zerkrachte. — Der Wirth schauete mit seinem zerrissenen Gesichte nach einem andern Wege und trollte sich mit seinen Begleitern auf und davon; ihre Nasen hätte man mit der Elle ausmessen können.“

Citabelle Antwerpens zu belagern und wozu nehmen.

Gerne wollte ich Euch das Tagebuch dieser in jedem Betracht merkwürdigen, jetzt aber schon ziemlich vergessenen Belagerung geben, wenn sie uns nur auch ein Bißchen Nutzen gebracht hätte. Man sagt, es geschähe nichts Neues mehr unter der Sonne: da gab's aber Nagelneues, Uners hörtes, wovon uns weder die alte noch die neuere Geschichte ein Beispiel aufweist: man beschloß sich nemlich gegenseitig mit scharfgeladenen Geschützen, Kanonen, Haubitzen und Mörsern, ohne wirklich gegeneinander im Kriege begriffen zu seyn; es war nur eine mouve coërcitive, zu deutsch Zwangsmäßregel, weiter nichts.

Der Marschall Gerard, welcher die Expedition kommandirte, forderte den holländischen Kommandanten der Citabelle, General Chassé, auf, zur Verhütung unnöthigen Blutvergießens, die Festung freiwillig zu übergeben. Eine nichtsbedeutende Formalität, die allen Belagerungen vorangeht, und gemeinlich eben so viel nützt, als eine Petition an die Kammern. Der General Chassé gab eine Antwort, wie man sie, besonders

von einem so entschlossenen Kriegermanne, nicht anders erwartet hatte; er gieng zur Lageordnung über. Jetzt wurde eine so große Menge Geschütz gegen das Nest aufgeschanzt, daß man die Bundesfestung Mainz damit hätte erobern können. General Chassé und die holländische Besatzung haben sich wacker gewehrt, das muß man zu ihrem Ruhme sagen, und nicht eher kapitulirt bis fast alles ihr Geschütz zu Schanden geschossen, im Innern der Citadelle kein Stein mehr auf dem andern stehend, und ein großer Theil des Walls eingestunken war. Unsere Truppen haben sich auch recht brav gehalten, und die vielen Hindernisse, welche ihnen der sumpfige Boden, die Ueberschwemmungen der ausgehenden Schelde, das anhaltende Unwetter in der zu Kriegsoperationen allerungünstigsten Jahreszeit entgegensetzten, mit heldenmüthiger Ausdauer überwunden.

Bisher, wenn man eine Festung erobert hatte, nahm man sie in Besitz, wenigstens so lange bis in einem Friedenstractate ihre Zurückgabe ausbedungen worden: hier war es voraus schon ausgemacht, daß man sie nicht behalten werde, und man übergab sie, noch dampfend von Blut und Brand, den Belgiern, die der Belagerung zugeesehen hatten; auch beschenkte uns König Leopold, im Uebermaß seiner Dankbarkeit, mit vier Feldkanönchen, und weigerte sich die Belagerungskosten zu bezahlen, an deren Bezahlung also meine werthen französischen Väter beizutragen die Ehre haben werden.

Man dachte Wunder, wie sehr die zu Untwerpen erlittene Schloppe, und die vereinigte See-Expedition der zwei mächtigsten Seemächte, Se. neerlandische Majestät brugen und mühe machen würden. — Nichts weniger. Die See-Expedition war ebenfalls in einer unglücklichen Jahreszeit geschehen, und wurde überdies sehr matt ausgeführt. Man sah wohl, daß es den Engländern nur halb ernst bei der Sache war, denn ihr eigener Handel litt Noth dadurch, und Handelsverdienst bleibt halt immer die Hauptsache in England; der Ehrgeiz ist dort nur ein Nebenbing.

Darum ließ sich auch deshalb König Wilhelm in seinem Verzögerungssystem nicht stören; er setzte dem Embargo seiner Schiffe eine ähnliche Maßregel wider die Flaggen Frankreichs und Englands entgegen, und fuhr fort, nach wie vor, mit Verheuerung seiner Friedensliebe und Bereitwilligkeit, alle Vorschläge abzuweisen. Lord Palmerston, der englische Minister, und unser verschmitzter, in diplomatischen Ränken grauge-

wordener Gesandte, Prinz Talleyrand, haben ihr Concept auf hunderterlei Weise umgearbeitet, bald dieß, bald jenes daran abgeändert; Se. neerlandische Majestät fanden stets ein Haar darin, und hörten nicht auf, eben so unermüdet, Einwendungen zu machen.

Da unterschrieben endlich, den 21. Mai, die Bevollmächtigten Frankreichs, Englands und der Niederlande einen gemeinschaftlich entworfenen Präliminartractat, der dießmal vom König Wilhelm genehmigt wurde, weil er in der Hauptsache nichts entscheidet, für dieselbe fernern Unterhandlungen Raum läßt, und provisoriß nur folgendes festsetzt:

„Das Embargo auf die Schiffe und Waaren der holländischen Untertanen wird auf der Stelle aufgehoben. Das holländische in Frankreich zurückgehaltene Militär wird in Freiheit gesetzt. Dagegen widerruft Se. neerlandische Majestät ebenfalls die gegen die französische und die englische Flaggge getroffenen Maßregeln.

„Se. neerlandische Majestät verpflichten sich, bis zum Abschluß eines definitiven Traktats, weder in Belgien, noch in den von den Belgiern provisoriß besetzten Antheilen des Luxemburgischen und Limburgischen, neue Feindseligkeiten zu beginnen.

„Die Schifffahrt auf der Schelde wird ganz frey seyn, wie sie es vor dem 1. November 1832 war.

„Die Schifffahrt auf der Maas wird dem Handel eröffnet, und einseiwilen, bis zum Abschluß eines definitiven Reglements, denselben Bestimmungen unterworfen, die den 31. März 1831, zu Mainz, für die Rheinschifffahrt festgesetzt worden sind.

„Der Festung Maastricht wird der freie Verkehr mit dem nördlichen Brabant und mit Deutschland, ohne die geringste Beeinträchtigung, zugestanden.

„Die hohen kontrahirenden Mächte verpflichten sich, ohne Verzug, an einem definitiven Traktat zu arbeiten, der die gegenseitigen Verhältnisse Hollands und Belgiens festsetze, und die Höfe von Oestreich, Preußen und Rußland einzuladen, daran Theil zu nehmen.“ — Ob dieser definitive Traktat im Kalender von 1835 stehen wird, kann aber der hinkende Bote nicht garantiren.

Noch weniger als die holländisch-belgischen Angelegenheiten, haben die portugiesischen Fortschritte gemacht. Don Pedro, der schon, seit Juli 1832, in Oporto sitzt, ist noch dort, und, obwohl er überall Soldner anwerben ließ, obwohl er aus Frankreich, und besonders aus England, Schiffe, Matrosen, Truppen von allen

Waffen, Offiziere von allen Graden, selbst Generale und einen Admiral, Munitionen aller Gattung, bezogen hat, wozu beide Regierungen, zum Beweis ihrer Neutralität, und zur Bekräftigung des hochgepriesenen Nichtinterventions-Systems, ein Auge zugedrückt haben, hat er noch keinen Schritt weiter in Portugal machen können. Don Miguel, dem, was man auch von ihm sagen mag, die Portugiesen noch immer anhängen, und der in seiner Armee keine fremde Ueberläufer zählt, hält seinen feindlichen Bruder eng eingeschlossen, und bohrt ihm mancher Schiß in den Gesäß, das sich wagt der belagerten Stadt Lebensmittel und Munition zuzuführen. Doch kann er sie nicht alle abhalten, und unlängst ist ein ganzes 4000 Mann starkes Korps von Porto ausgezogen, um auf einem andern Theile Portugals einen Streich zu wagen. Ob er gelingen wird, das kann ich erst übers Jahr erzählen, denn der Herr Buchdrucker will es nicht abwarten, indem er sagt, sein Kalender müsse auch anelansfen. Nur so viel will ich noch sagen, daß es mir ziemlich gleichgültig ist, wer in Portugal Meister wird, Don Pedro oder Don Miguel, ich habe keine Vorliebe weder für den einen, noch für den andern: nur das kann ich nicht loben, daß Don Pedro mit gedungenen Bajonetten ein Reich erobern möchte, das, allen Anschein nach, kein gar sonderliches Verlangen nach ihm hat, sonst würde er sich doch in der langen Zeit einen größern Anhang und Beistand verschafft haben. An der Spitze von Mietlingen aus allen Nationen in ein Reich einzufallen, um sich den Thron zum Regenten aufzudringen, heißt doch wahrlich nicht nach liberalen Grundsätzen handeln. Oder sind etwa die liberalen Grundsätze nur auf gewisse beliebte Fälle anwendbar, bei andern aber ohne Geltung?

In benachbarten Spanien hat König Ferdinand, bis jetzt ohne männlichen Erben, das unter Philipp dem V. eingeführte salische Gesetz umgestoßen und den alten Reichsgebrauch wieder eingeführt, gemäß welchem, bei Ermangelung näherer männlicher Nachfolger, Frauen und Töchter die Krone erben und den Thron besteigen können. Diese wichtige Entscheidung kann mit der Zeit schwere Folgen haben, und soll allen Bourbonen, besonders denen von Frankreich, nicht gleichgültig seyn, weil, bei Auslöschung der männlichen Linie der spanischen Regenten, die, wie bewußt, von Ludwig dem vierzehnten abstammen, die spanische Krone einem ihrer Nachkommen erblich zufallen könnte. Wo hingegen, bei Abschaffung des salischen Gesetzes,

ein fremder Fürst, ein östreichischer Erzherzog vielleicht, einst den spanischen Thron besteigen könnte, und dann wäre es um das enge Familien-Bündniß der Regenten von Frankreich und Spanien geschehen. Der zuerst dadurch Beinträchtigte ist Don Carlos, Bruder des Königs, der im Lande einen großen Anhang und dem Könige schon manche Beforgniß eingeflößt hat. Was König Ferdinand zu diesem Schritte bewogen habe, ob die Liebe zu seiner Gemahlin und seiner Tochter, ob der Haß gegen seinen Bruder, ob das Wohl des Landes und der Wunsch seines Volkes, ist nicht klar; die Zeit wird das Räthsel lösen.

In England spuckt es gewaltig: die Minister und das Parlament haben in der alten aristokratischen Verfassung einen Riß gemacht, und da steht zu fürchten, daß das ganze Zeug in Trücker gehen wird.

In Deutschland brühet hie und da ein Neuerungsgelbst und Umwälzungstrieb, der den vielen dort herrschenden Herzogen, Großherzogen und Königen, und besonders dem Bundestage zu Frankfurt nicht wenig zu schaffen gibt. Wären diese nicht so sehr auf ihrer Huth, bestünde unter den Ansichten und Zwecken der Aufsteiger und Neuerungssüchtigen mehr Einheit, wer weiß was erfolgt wäre auf ihre geheimen Umtriebe und öffentlichen Versuche, wovon der eine im Siege des Bundestages selbst gewagt wurde. Ich will wohl zugeben, daß hie und da manche Mißbräuche abgeschafft, manche Verbesserungen eingeführt, manche Erleichterungen dem Volke zugewendet werden konnten: dies aber kann nach und nach durch das stille Wirken der als wohlmeinende Rathgeber ihren Fürsten gewissenhaft bei- (nicht feindselig entgegen-) stehenden Stände weit besser in Erfüllung gehen, als durch heftige Umwälzungen, wodurch noch kein Volk glücklich geworden ist, und deren Nachwehen in fünfzig Jahren kaum gestillt seyn würden. Man hat ja dergleichen Beispiele erlebt, und wohl denen, die sich daran spiegeln!

Der hinfende Bote könnte über diesen Gegenstand noch gar viel sagen, wenn er sich nicht erinnerte, daß er nur eine Uebersicht der Begebenheiten und keinen politischen Traktat zu schreiben hat. — Gehen wir also weiter in der Tagsgeschichte.

Unter den Schweizern herrscht, leider, auch Faul und Haber. Vielleicht thut sie's aber nur, um uns zu beweisen, daß man in den Republiken und Demokratien auch meinig seyn kann, und um die republikanischen Köpfe ein wenig mit den Monarchien zu verfühnen.

Don nichts glaubt
Gri
Dito
er: od
noch
bedeut
Die
gen,
Ordn
Griech
vertra
Dgie
reit,
öffnen
verst
nehm
tiren;
nicht
Zu
wicht
Nübe
den
müth
König
Di
seines
lich d
Herr
Wach
vertri
Pfort
Griech
rückte
stens
Pales
wehr
Vole
schali
ein t
rung
schlag
mach
der
Borp
wenig
stehen
De
übera
reich
beden
errun
Sait

Von Dänemark, von Schweden haben wir nichts zu sagen; weßwegen wir gerade nicht glauben, daß diese Völker am übelsten daran sind.

Griechenland besitzt jetzt seinen jungen König Otto; seine Anwesenheit in diesem ihm von den europäischen Mächten zugesprochenen Reiche ist noch von zu kurzer Dauer, als daß sie darin eine bedeutende Wirkung hätte hervor bringen können. Die Zukunft wird uns lehren, wie die unruhigen, seit der Sprengung ihrer Sklavenketten an Ordnung und Gehorsam noch nicht gewöhnten Griechen, sich mit ihrem fremden Souverän vertragen werden. Vor allem braucht die neue Regierung Geld, und Baron Rothschild ist bereit, derselben seine unerschöpfliche Kasse zu eröffnen, gegen gute Bürgschaft und gute Zinse versteht sich. Frankreich läßt sich die Ehre nicht nehmen, auch 20 Millionen daran zu garantiren; auf eine solche Bagatelle kommt es uns nicht an.

Zum Schluß dieser Uebersicht haben wir die wichtigste Begebenheit aufgespart, welche die Ruhe Europa's zu erschüttern drohte: wir meinen den Kampf der hohen Pforte mit ihrem übermächtigen Vasallen Mehemed Ali, dem Vizekönig von Egypten.

Dieser Fürst, dessen Macht schon lange der seines Oberherrn die Wage hält, benützte endlich die Ohnmacht Mahmud's, um seine eigene Herrschaft zu erweitern. Sein Sohn, Ibrahim Pascha, derselbe den die Franzosen aus Morea vertrieben, wo er, damals den Befehlen der Pforte noch Folge leistend, den Aufstand der Griechen zu unterdrücken, eingebracht war, rückte an der Spitze eines wohlgerüsteten, meistens auf europäischem Fuße geübten Heers nach Palestina vor, eroberte, nach einer langen Gegenwehr, die feste Stadt St. Jean d'Acre (das alte Ptolemais), bemächtigte sich dieses ganzen Paschaliks, drang in Anarolik ein, wo sich ihm ein türkisches Heer, unter der persönlichen Anführung des Großveziers, entgegen stellte. Ibrahim schlug dasselbe, bei Koniah, au's Haupt, und machte selbst den Großvezier gefangen. Nun fand der Sieger keinen Widerstand mehr, und seine Vorposten rückten bis nach Smyrna vor; in wenig Tagemärschen hätte er vor Konstantinopel stehen können.

Da nahmen sich die europäischen Mächte des überall um Hilfe rufenden Mahmud's an. Frankreich ließ dem Vizekönig durch einen Abgeordneten bedenken, er solle sein Heer zurückrufen, mit den erungenen Vortheilen sich begnügen, und seine Saiten nicht zu hoch spannen, sonst würde es

gegen ihn auftreten. Der Kaiser von Rußland ergriff mit Freude die Gelegenheit, die Rolle eines Schutzherrn der Pforte zu spielen. Seine Hilfe war die nächste, die denn auch der bedrängte Großherr am angelegentlichsten herbeirief. Bald lagten vor Konstantinopel russische Kriegsschiffe an, mit Truppen beladen, welche zu Scutari, der Hauptstadt gegenüber, an's Land gesetzt wurden, und dort ihre Zelte aufschlugen. Hier sah man ein unerhörtes Schauspiel, das die alten Muselmänner, die noch ihren Haß gegen alle Christenbunde fanatisch treu im Herzen nähren, im Innersten empörte: ein russisches Truppenkorps, über welches der Großherr, der Nachfolger Mahomed's, der Kommandeur der Gläubigen, Heerschau hielt, und, o Scant-ll in knapper Zuzaren-Uniform gekleidet, dasselbe mit fliegenden Fahnen in Parade vor sich vorbei defiliren ließ; ja fogar in russischer Mundart eine kleine Anrede an sie hielt.

Doch waren es diese verpöchteten Muselmänner nicht allein, denen die Anwesenheit der Russen ein Greuel war, Frankreich sah sie ebenfalls mit scheellen Augen an, und der französische Gesandte, Admiral Roussin, ließ sich's sehr angelegen seyn, den Vizekönig von Egypten zu vermindern, seinen Forderungen Schranken zu setzen, und sich mit den vortheilhaften Bedingungen zu begnügen, die ihm der Sultan angeboten hatte, damit nur ja das russische Hülfekorps, als überflüssig bald zurückgeschickt werden könne. Mehemed Ali zeigte sich aber nicht so nachgiebig als der Admiral sich geschmeichelt hatte, bestand auf seinen Forderungen, worunter, nebst den ihm schon zugestandenen Paschaliken, das von Albana sich befand, welches der Sultan ihm lange verweigerte. Endlich aber, sah es, daß ihm die russische Hilfe selbst zu lästig war, oder aus andern Rücksichten, gab er nach, gestand dem ungestümen Förderer sein Begehren mit gewissen Beschränkungen zu, und der Fyede wurde geschlossen, worauf Mehemed Ali seine Truppen zurückziehen ließ.

Die Schlacht von Koniah.

Wir sind so glücklich, unsern Lesern die wörtliche Uebersetzung eines Briefs Mehemed-Effendi's, Abjuraanten Ibrahim's, über die Schlacht von Koniah mittheilen zu können, der ihnen um so interessanter seyn wird, als hierüber in den öffentlichen Blättern fast nichts bekannt gemacht worden ist.

Koniah, den 26. Schaban (29. Januar) 1833.

„Als wir uns Koniah näherten, befanden sich dort 14,000 Türken. Wie sie von unserer Annäherung in Kenntniß gesetzt wurden, machten sie sich fertig zum Rückzug, der auch wirklich mit dem Schreckensruf: Ibrahim kommt! in der Nacht, gegen Aq-Chur zu, statt hatte. Den folgenden Tag, am 25ten des Monats Djamazet-El-Agher, rückten wir ohne Schwertstreich in Koniah ein. Wir blieben dort ungefähr einen Monat ruhig. Ein Posten von 800 Mann unsrer Kavallerie stand zu Sillé, einem kleinen anderthalb Meilen links von Koniah entfernten Flecken. Als der Großvezier davon unterrichtet worden, rückte er mit 12,000 Mann Reiterei (Armabour) und fünf Kanonen gegen dieses schwache Korps. Da unsere Araber dieses Heer in einer Entfernung von tausend Klafter erblickten, gaben sie Ibrahim Pascha eiligst Bericht davon, der auf der Stelle zwei Divisionen, eine von Infanterie und eine von Kavallerie, nach Sillé beorderte, die, sobald sie dort eingetroffen, die Türken angriffen und in die Pfanne hieben; das Gefecht dauerte von halb elf Uhr bis ein Viertel nach zwölf. Alle Munition, alle Kanonen, acht Fahnen und 1500 Mann fielen in unsere Hände. Bei eingetretener Nacht, kehrten wir nach Koniah zurück, wo wir uns stets auf unsrer Huth hielten, bis zum 29ten des Monats Redjeb, Tag an welchem die Schlacht vorfiel, wovon ich euch jetzt berichten will.

„Reschid-Mehemed-Pascha, der vernommen hatte, daß wir zu Koniah nur 15,000 Mann mit 36 Kanonen stark waren, beschloß, uns daselbst anzugreifen. Deshalb zog er 45,000 Mann mit 92 Kanonen zusammen, und rückte gegen uns an. Den 29. Redjeb, Morgens gegen sechs Uhr, erfuhren wir sein Vorrücken, und daß er nur noch zwei Meilen entfernt sey. Sogleich ertönten die Trompeten und Trommeln, und alle Truppen rückten aus der Stadt. Die Armee wurde auf zwei Linien in Schlachtordnung gestellt, und damit der rechte und der linke Flügel gegenseitig einen Stützpunkt habe, wurde jedes Regiment in Carré formirt. Die Garde bildete eine dritte Linie als Reserve-Korps. Nachdem diese Anstalten getroffen waren, wurden Artillerie und zwei Divisionen Kavallerie zur Deckung unserer Flanken aufgestellt.

Um acht Uhr erschien der Feind, und in einer Entfernung von vierhundert Schritten von unsrer ersten Linie, feuerte er seine ganze Artillerie auf uns ab. Wir beantworteten dieses Feuer mit

einem gleichen. So wurde eine Stunde lang von beiden Seiten geschossen, worauf ich Befehl ertheilte, den rechten Flügel mit zwei Linien-Regimentern, und mit einem Regiment von der Garde zu verstärken. Als ich diesen Auftrag vollzogen hatte, befohl Ibrahim Pascha, mit einer einzigen Division Kavallerie, auf die linke Flanke des Feindes einzuweichen. Diese Charge durchbrach und zerstreute zwei Divisionen türkischer Reiterei. Von da an war es augenscheinlich, daß uns der Sieg nicht entgehen könne.

„Während dieß auf unserm rechten Flügel vorfiel, wurde unserer linke auch angegriffen. Die Truppen, die, wie ich schon gesagt habe, sich in Carrés formirt hatten, hielten den Angriff mit solchem Muth aus, und unterhielten ein so lebhaftes Feuer, daß die Türken zurückgeworfen wurden, und in Unordnung die Flucht ergreifen mußten. Als dieß der Großvezier sah, setzte er sich selbst an die Spitze seiner berühmten Division, und griff mit Ungestüm unser 4tes Garde-Regiment an; aber unsere Soldaten, unbeweglich wie eine Mauer, empfingen die Türken so derb, daß sie neuerdings und schnell geworfen wurden. Der unermüdete Redschid-Mehemed-Pascha, anstatt mit seiner in Unordnung gebrachten Kolonne zu fliehen, setzte sich wieder an die Spitze eines frischen Truppenkorps, und hieb aufs Neue in uns ein; diesmal griffen ihn unsere Truppen mit solcher Festigkeit und Erbitterung an, daß die Türken dieses Korps vernichtet wurden.

„Dem Großvezier blieb kein Rettungsmittel mehr übrig. War es Verzweiflung, oder hatte er den Kopf verloren, kurz er stürzte sich ganz allein, mit dem Säbel in der Faust, in unsere Reihen. Die Araber fielen dann über ihn her, ergriffen den Zaum seines Pferdes und führten ihn zu mir. Die Araber hatten ihm seine Pistolen nehmen und ihn ausplündern wollen, er aber sagte ihnen mit Stolz: Ich bin Dabou Reschid-Mehemed-Pascha. Als ich dieß hörte, stieß ich die ihn umgebenden Araber zurück, und, da soeben der Kommandant der Artillerie, Selim Bey, dazu kam, führten wir miteinander den Großvezier zu Ibrahim. So wie sich diese zwei hohen Personen erblickten, küßten sie sich wechselseitig, ohne vom Pferd zu steigen, den Saum des Kleides, hierauf sagte Ibrahim zu Reschid:

„Pascha, mein Bruder, zu was der Kummer und die Betrübniß, die Ihr äußert? Wir haben beide einen Leib angezogen, beide sind wir auf der Erde, das Unglück, das Euch betroffen, kann Jedermann widerfahren. Es wi-

„derfahr ja einem Kaiser wie Napoleon: drum grämet Euch nicht.“ — Der Großvezier gab keine Antwort.

Die Schlacht dauerte bis 6 Uhr Abends. Die Schlachten Napoleons ausgenommen, glaube ich, daß keine dieser gleich kommt. Ich habe mich noch bei keiner gefunden, die so blutig gewesen sey; der Schnee, der die Erde bedeckte, war mit Leichen übersät und mit Blut getränkt. Hätte uns die Nacht nicht von weiterer Verfolgung der Trümmer der türkischen Armee abgehalten,

alles wäre uns in die Hände gefallen. So mußten wir uns mit 3000 Gefangenen, 44 Stücken groben Geschützes und mit allem Kriegsvorrath begnügen.“

Nachschrift. Seit dem Abschluß unserer Uebersicht, hat sich in Portugal das Blatt gewendet; die in Algarbien gelandete Expedition hat große Fortschritte gemacht, und Don Miguel steht auf dem Punkte, seiner Nichte Dona Maria, das Feld räumen zu müssen.

Fortsetzung der vermischten Aufsätze und Erzählungen.

Der Schneider von Savona.

In einem der hintersten Zimmer eines Gasthofs der Stadt Savona saß, von zwei Soldaten bewacht, das Oberhaupt der katholischen Christenheit in einem Armstessel: tiefe Trauer verzerrte seine gebeugte Stellung, und manchmal glänzte eine Thräne unter seinen Wimpern hervor, bereit über seine blassen Wangen zu rinnen.

Wer wagte es den Papst gefangen zu halten? wer hatte ihn seiner weltlichen Macht beraubt? — Der Starke hatte den Schwachen besiegt.

Das Ostersfest war nahe, und an diesem feierlichen Tage hätte der heilige Vater gern seine Kinder erbauet. Er hatte dazu die Erlaubniß von seinen Vätern erhalten, die zu verweigern sie sich nicht getraut hatten; er machte also zum voraus Anstalt, den Gottesdienst am hohen Festtage zu halten.

Aber, leider! war die päpstliche Garde-Robe in gar schlimmem Zustande; Zeit und Widerwärtigkeiten hatten daran genagt, und dieß überlegte soeben der betrübte Pius VI.

Weil er nicht vor den Gläubigen in so erbärmlichem Zustande erscheinen wollte, ließ er einen Schneider rufen; an denen in Savona, wie überall, kein Mangel ist.

„Meister, sprach er zum ehramen Handwerksmanne, ich hätte Euch gern auf Ostem erbauet, aber diese Kleider da sehen doch gar zu elend aus; drum nehmet sie hin und bessert sie aus, so gut sich's thun läßt: ich werde für Euch beten; denn, da ich nichts mehr von den vergänglichlichen Dingen der Erde besitze, wäre es mir schwer, Eure Arbeit auf andere Weise zu belohnen.“

Der gute Schneider brach über diesen Worten in Thränen aus. „Gott! rief er, welch trauriges Schicksal! mußte es so weit mit dem Statthalter Christt kommen!“

Mit zerrissenem Herzen trug er die Kleider nach Hause, zeigte sie seinen Gesellen mit einer gewissen Heimlichkeit, und klagte laut vor ihnen über die Leiden des heiligen Vaters und die tiefe Erniedrigung der Kirche.

Die Gesellen aber, nicht wenig stolz darauf, die päpstliche Kleidung unter den Händen zu haben, hatten nichts angelegeneres, als überall auszulaudern, welche Ehre ihrem Meister geworden. Bald überfiel den Schneider eine Menge Neugieriger, die das geheiligte Kleid zu sehen verlangten.

— „D! konnte ich nur ein Stückchen davon haben, ich kaufte es gern, sagten Diese. — Lasset mir nur ein Fleckchen davon zukommen, ich zahle dafür was Ihr wollt, sagten Andere.“

Als dieß der ehrliche Schneider hörte, fiel er plötzlich in tiefes Nachdenken, wie ein Mensch der über einen bösen Streich brütet.

„Meinetwegen, rief er endlich, wie aus einem Traume erwachend, aus, ich wage es, geschehe was da wolle.“ Und in wenig Augenblicken war der ganze Anzug in mehr wie tausend Stücke zerschnitten.

Da hätten ihr sehen sollen, wie die Menge, einem tobenden Meere gleich, sich bewegte, sich drängte, die Hände ausstreckend, um ja nicht zu kurz zu kommen; es regnete Silbermünze und Thaler auf den Tisch des Schneiders, für jedes Stück was er hingab.

Als alles ausgeheilt war, daß nicht ein Lappchen übrig blieb, womit man einen Knopf hätte überziehen können, überzahlte der Schneider